Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 417. Donnerstag den 16. August 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. August.

In der politisch stillen Zeit, in der wir uns befinden, kann es nicht Wunder nehmen, wenn die officiös angekündigte **Abänderung des preußischen Vereinsgesetzes** noch immer Anlaß zu neuen Betrachtungen giebt. Sie haben wenigstens das Gute, neue officiöse Auslassungen zu provociren. Eine solche liegt heute in der „Nordd. Allgem. Ztg." vor, in der das Folgende ausgeführt wird:

„Gegen den Gedanken, das preußische Vereinsgesetz abzuändern, ist eingewandt, daß man mit einem solchen Vorgehen, wenn auch nicht gegen den Buchstaben, so doch gegen den Geist der Reichsverfassung verstoße, nach deren Art. 4, Nr. 16, die Bestimmungen über die Presse und das Vereinswesen der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches unterliegen. Es wird zugegeben, daß, so lange das Reich von seiner Befugniß keinen Gebrauch mache, die Gesetzgebung der Einzelstaaten unbehindert sei, sich der Sache zu bemächtigen. Der Fall liege aber anders, wenn mit Neuregelungen des Vereinswesens in Preußen „in der kaum verhüllten Absicht" eingesetzt werde, „Beschränkungen, die bei der Zusammensetzung des Reichstags wenig Aussicht haben, in diesem angenommen zu werden, durch den preußischen Landtag geschmeidigen zu lassen", von dem man mehr Entgegenkommen erwarte. Ein neues Vereinsgesetz käme in gleich kurzer Zeit für den Reichstag wie für den Landtag ausgearbeitet werden, und wenn man das Bedürfniß empfinde, eine Neuerung zu treffen, solle man den Reichstag nicht umgehen. Man handle sonst gegen den Geist des Gesetzes. Wir können diese Beweisführung nicht als stichhaltig anerkennen. Steht es, wie nicht bestritten wird und nicht bestritten werden kann, in dem Belieben des Reiches, von der ihm in der Reichsverfassung überwiesenen Befugniß Gebrauch zu machen oder nicht, so sind auch die Gründe, aus denen es sich für die eine oder für die andere Alternative entscheidet, seine Sache. Es mag sein, daß ein Vereinsgesetz in einer Gestalt, die den Beifall der Mehrheit des preußischen Landtages findet, vom Reichstag abgelehnt werden würde. Aber für die Gesetzgebung im Reiche ist der Reichstag nur der eine Factor; und wenn der andere Factor, der Bundesrath, sein Recht, das Vereinswesen von Reichsgesetzwegen zu regeln, gleichviel aus welchen Gründen, ruhen lassen will, so ist, so lange dieser Entschluß andauert, die Angelegenheit von vornherein erledigt. Gerade aber wenn man von der Ablehnung durch den Reichstag überzeugt ist, liegt auf der Hand, daß der aus der Berufung auf die Reichsverfassung geschöpfte Einwand irgend eine sachliche Bedeutung nicht beanspruchen kann. Denn dieses negative Ergebniß auf dem Boden der Reichsgesetzgebung würde doch in aller Form einen Zustand herstellen, der den Einzelstaaten volle Freiheit des selbstständigen Vorgehens eröffnet."

Es ergiebt sich hieraus zunächst, daß die preußische Regierung in der That die Absicht hegt, mit einer Vorlage wegen Abänderung des preußischen Vereinsgesetzes vor den Landtag zu treten, während der Bundesrath Bedenken trägt, dem Reichstage Vorschläge wegen einer einheitlichen gesetzlichen Regelung des Vereinswesens zu machen. Wie die preußische Vorlage ausfällt, wird man abwarten müssen. Der Reichstag aber wird die Verpflichtung haben, den Bundesrath darauf aufmerksam zu machen, daß die Reichsverfassung den gesetzgebenden Factoren des Reiches nicht nur die Befugniß zur reichsgesetzlichen Regelung des Vereinswesens ertheilt, sondern ihnen auch die Pflicht zu einer solchen Regelung auferlegt. Nur der Zeitpunct zur Erfüllung dieser Pflicht liegt im Belieben der gesetzgebenden Factoren. Thut nun eine Einzelregierung einen Schritt, der möglicherweise dem Reiche die Erfüllung jener Pflicht unmöglich macht, oder doch erschwert, so hat das Reich infolge seines Beaufsichtigungsrechtes Einspruch gegen diesen Schritt zu erheben. Das wird, wie gesagt, im Reichstage zur Sprache kommen müssen. Bei dieser Gelegenheit wird man dann hoffentlich auch erfahren, auf welcher Seite im Bundesrathe eine Abneigung gegen die von der Reichsverfassung in Aussicht genommene reichsgesetzliche Regelung des Vereinswesens herrscht.

Herr Eugen Richter setzt der Forderung von Parteigenossen, den **Programmentwurf für die freisinnige Volkspartei** zu veröffentlichen, eisiges Schweigen entgegen. Dafür macht er heute bekannt, wie man am bequemsten und billigsten aus Pommern nach Eisenach gelangt, allwo bekanntlich das Festspiel des volksparteilichen Delegirtentages über die Bretter geht. Der Vorgang ist charakteristisch: „Kommt nur, das Uebrige besorge ich." Und Herr Richter wird es besorgen. Nicht nur, weil die Delegation derart geregelt worden ist, daß eine starke Mameluken-Mehrheit außer Frage steht, sondern auch wegen der beillos schwachen Position seiner Gegner in der Partei. Die Losung dieser Leute lautet bekanntlich: „Socialpolitik". Sieht man sich aber die verschiedenen Programm-Vorschläge, die von ihnen ausgegangen sind, näher an, so findet man weder Klarheit, noch ehrliches Wollen. Es ist Wählerfang, was diese socialen Programme, deren Verwirklichung man ja nicht befürchten zu müssen glaubt, im Auge haben, nicht das Gemeinwohl und das Wohl bestimmter Classen. Daher auch der socialpolitische Radicalismus dieser Stockmanchestermänner von gestern. Die Speculation auf die Industrie- und Handarbeiter ist einfach thöricht. Wenn für die freisinnige Volkspartei überhaupt noch irgendwo Wähler zu werben sind, so wird die Richter'sche Agitation sich immer noch wirkungsvoller erweisen, als diese Programm-Komödie. Dieser Tage ist wieder ein Berliner Bezirksverein mit einem socialen Rettungsplan für den Deutschfreisinn hervorgetreten. Er enthält, und das kennzeichnet ihn, die Forderung, die großen Betriebe „zu socialen Musteranstalten zu gestalten, so daß sie den berechtigten socialpolitischen Anforderungen entsprechen". Welche Anforderungen die Quitzitzen der Rosenthaler Vorstadt für berechtigt halten, verschweigen sie klüglich. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die soziale Beflissenheit der freisinnigen Berliner Bezirksvereine auf die Sorge, auch das Stadtregiment zu verlieren, zurückführt. Diese Ursache ist ihrem Ursprung nach keine rein politische.

Die Versammlung der Inhaber **griechischer Werthe**, die, wie bereits telegraphisch gemeldet, vorgestern in London tagte, hat keineswegs im Gegensatze zu den deutschen und den französischen Gläubigern im Sinne einer einseitigen Nachgiebigkeit Beschlüsse gefaßt. Vielmehr wurde von mehreren Rednern das Verhalten der griechischen Regierung als unehrenhaft bezeichnet, wie denn auch später die Berathung auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Da die deutschen und französischen Delegirten der Versammlung beiwohnten, forderte der Secretair des deutschen Comités die englischen Gläubiger Griechenlands auf, sich dem Ultimatum vom 16. Juli anzuschließen. Wenn der Vorsitzende der Versammlung mittheilte, der englische Gesandte in Athen habe die Ansicht ausgesprochen, daß man nicht mehr fordern solle, als die griechische Regierung gegenwärtig zuzugestehen bereit sei, so muß eine solche Auffassung, wie die „Nat.-Ztg." bemerkt, sehr seltsam erscheinen. Die griechische Regierung könnte hiernach erklären, daß sie gegenwärtig nur ein Minimum zuzugestehen bereit sei. Worauf es ankommt, ist vielmehr, ob Griechenland im Hinblick auf seine finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnisse nicht im Stande ist, wesentlich mehr zu bewilligen. Competente Beurtheiler stimmen nun darin überein, daß dies in der That der Fall sei, und es ist erfreulich, daß auch ein Theil der englischen Gläubiger sich dieser Auffassung anscheinend anschließt. Hatten die der griechischen Regierung nahestehenden Organe nicht ohne einen gewissen Hohn darauf hingewiesen, daß ein isolirtes Vorgehen Deutschlands keinen weiteren Einfluß ausüben würde, so muß man sich nunmehr in Athen überzeugen, daß nicht blos Frankreich in dieser Angelegenheit mit Deutschland gemeinschaftliche Sache macht, sondern auch ein beträchtlicher Theil der englischen Gläubiger nicht gewillt ist, sich den Prätentionen Griechenlands zu fügen, was jedenfalls auf der von dem deutschen Schutzcomité angeregten nochmaligen Berathung, welche in Brüssel stattfinden soll, zu noch deutlicherem Ausdruck gelangen dürfte, wenn man sich klar macht, daß von der griechischen Regierung statt der zugesicherten 5 Proc. im Jahre 1894 nur 1,6 Proc., im Jahre 1900 nur 1,7 Proc. und erst nach zwanzig Jahren 2 Proc. an Zinsgenuß, also so gut wie nichts geboten werden; zum Schaden der Besitzer und lediglich zum Vortheil des seine Obligationen zurückerwerbenden Staates müßte demgemäß der Cours lange Jahre auf sehr tiefem Niveau bleiben, und Herr Trikupis oder seine gleichgesinnten Nachfolger würden natürlich mit dem Zinse auch den Coursstand unter starkem Druck halten, selbst wenn die Finanzen des Staates sich erheblich gebessert hätten.

Nun hat auch **Caserio**, der Mörder des Präsidenten der **französischen** Republik, seine Blutthat mit dem Tode gebüßt: heute Morgen in aller Frühe legte die Guillotine das Haupt des sich heftig Sträubenden in den Sand. Auf eine Appellation, sowie auf ein Gnadengesuch hatte er verzichtet, sie wären auch beide vergeblich gewesen. Die letzten Worte des beschränkten und verblendeten Werkzeugs der eigentlichen, hinter den Coulissen arbeitenden Intelligenzen der anarchistischen „Weltanschauung" waren: „Muth, Kameraden, es lebe der Anarchismus!" Daß der Nachfolger Vaillant's und Emile Henry's mit diesem Appell sich die Rache für seine „Hinmordung" gesichert hat, unterliegt leider keinem Zweifel; denn, weit entfernt, daß das neue französische Anarchistengesetz den Muth der Umstürzler geknickt hätte, erheben sie frecher denn sonst das Haupt, weil sie wissen, daß diese an sich schon nicht besonders scharfe Waffe wegen der Rücksichtnahme der Regierung auf den Radicalismus in einer Weise gehandhabt werden dürfte, die ihnen immer noch gestattet, dumme Bauernjungen und verlotterte Subjecte, die mit dem Leben bereits abgeschlossen haben, zu neuen Schreckensthaten zu „begeistern". So lange die nicht erbarmungslos getroffen werden, die das Feuer unter der Asche immer von Neuem schüren, darf man sich eben nicht wundern, wenn es in kurzen Zwischenräumen immer wieder als Flamme hervorschlägt. Die dieser Tage erst entdeckte anarchistische Verschwörung gegen Crispi ist dafür der beste Beweis. Das Schlimmste aber ist, daß die krankhafte, sentimentale Antheilnahme der französischen, speciell der Pariser Bevölkerung an Allem, was Anarchist und Anarchismus heißt, einer ebenso gefährlichen Gleichgiltigkeit Platz zu machen beginnt. Es ist geradezu erstaunlich, zu sehen, wie wenig sich Paris für den letzten Anarchistenproceß interessirt hat. Kaum eine einzige Zeitung wird ein paar Hundert Exemplare mehr abgesetzt haben, als an gewöhnlichen Tagen. Jeder halbwegs raffinirte Raubmord wird mit weit mehr Neugierde verfolgt, wird weit passionirter commentirt. Der ganze Anarchistentummel dauert den Parisern schon viel zu lange, und die Thaten der Anarchisten wirken nur noch sensationell ihrer Opfer, nicht mehr ihrer Thäter wegen. Diese Gleichgiltigkeit wird durch die nothwendige und nach anderer Richtung hin sehr heilsame Bestimmung des Anarchistengesetzes, welche den Blättern die Berichterstattung über anarchistische Processe verbietet, noch um ein Bedeutendes gesteigert werden, ein Umstand, der nur wieder dem Anarchismus zu Gute kommen kann. Das ist kein hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft!

Die neuesten aus **Japan** von Ende Juni vorliegenden brieflichen Berichte bestätigen, daß die inneren Zustände des Kaiserreichs in der That dazu beigetragen haben, die Regierung des Mikado zu bestimmen, um der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden, den Kriegspfad zu betreten. Als das Ministerium des Grafen Ito am 30. December vorigen Jahres die Auflösung der Deputirtenkammer decretiren ließ, da hatte man in Regierungskreisen gehofft, daß Neuwahlen eine ministerielle Majorität ergeben würden. Diese Hoffnung wurde jedoch durch die Wahlen vom 1. März, durch welche 124 Radicale, 130 Oppositionelle und 46 Unabhängige in die Kammer gelangten, vereitelt. Nachdem nämlich am 15. Mai das Parlament durch eine Botschaft des Mikado eröffnet worden war, und Graf Ito das Ergänzungs-Budget vorlegte, beschloß die Kammer am 31. Mai mit 153 gegen 139 Stimmen, den von den regierungsfreundlichen Radicalen beantragten Adreßentwurf abzulehnen und den Entwurf der Oppositionellen (der sich namentlich gegen die den Fremden günstige Politik der Regierung ausspricht) anzunehmen. Zwei Tage später verkündete Graf Ito der Kammer, daß der Mikado die in der Adresse enthaltenen Ansichten nicht acceptiren könne, und daß dieselbe daher unbeantwortet bleiben werde. Gleichzeitig sprach Ito neuerdings die Auflösung aus, so daß das japanische Volk unter dessen Regierung nun zum fünften Mal zu Neuwahlen wird schreiten müssen. Unter solchen Umständen ist die Nachricht, daß China 2000 Mann nach Korea geschickt hat, den Machthabern in Tokio sehr zu gelegener Zeit gekommen, indem sie nun den Forderungen der öffentlichen Meinung entsprechen und die Provocation Chinas mit der Absendung von 6000 Mann nach Korea beantworten konnten. Die öffentliche Aufmerksamkeit war damit auf eine auswärtige Frage gelenkt und dem Ministerium die Möglichkeit geboten, seine sinkende Popularität durch einen äußeren Erfolg zu heben. — Was die Angehörigen auswärtiger Nationen in den beiden kriegführenden Staaten betrifft, so hat die englische Regierung bei ihrer Erklärung, in dem chinesisch-japanischen Kriege neutral zu bleiben, auch ihren Unterthanen verboten, in die Dienste einer der kriegführenden Mächte zu treten oder daselbst zu bleiben. Auch Deutsche sind sowohl in der Landarmee, wie in der Marine beider Staaten thätig, und es liegt deshalb nahe, die Frage zu beantworten, ob die Neutralität Deutschlands es der Reichsregierung zur Pflicht macht, dieselbe Aufforderung an ihre in chinesischen oder japanischen Diensten befindlichen Unterthanen zu richten. Wir glauben, schreibt die „N. Ztg.", nicht, daß dies erforderlich ist; die neutrale Stellung eines Staates macht es demselben allerdings zur Pflicht, Alles zu vermeiden, was den einen und andern der kriegführenden Staaten begünstigen könnte, er darf es also nicht dulden, wenn in seinem Gebiete Werbungen für eine der Streitmächte stattfinden oder seine Unterthanen schaarenweise zu den Fahnen einer der kriegführenden Mächte eilen. Hingegen erfordert die Neutralität nicht, daß er seine Unterthanen, welche schon vor Ausbruch des Krieges in einer der beiden Armeen dienten, zurückberuft; es mag Fälle geben, in welchen auch dies geboten ist, beispielsweise wenn die Unterthanen eines Staates zu Tausenden in einer der beiden Armeen dienen, für die Regel läßt sich eine solche Maßregel als eine durch das Völkerrecht gebotene Pflicht eines neutralen Staates nicht betrachten. Wenn England es für angemessen hält, die chinesische Armee durch Zurückberufung der englischen Officiere zu schwächen, so wird es dazu durch

---

Feuilleton.

12]

Sein Weib.

Roman frei nach dem Englischen von Emil Bernfeld.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Das Fräulein ist ja fremd hier, Roger!" fiel Mrs. Fogg belehrend ein. „Wie kann sie denn die Geschichten kennen! Der Sam Brown thut ja den Mund nie auf und seine Frau spricht auch nicht gern davon von wegen dem Sam seinen Gram!"

„Bitte erzählen Sie mir!" wiederholte Jane dringend. „Wer wurde ermordet?"

„Nun", meinte Roger, mit dem Daumen über seine Schulter hinwegzeigend, womit er die Richtung nach Old Hall andeuten wollte: „Der alte Herr war's ja selber — der alte Mr. Thrale?"

„Wie — ist es möglich —" rief Jane erbleichend aus: „Der alte Mr. Thrale ist ermordet worden?"

„Ja, ja, ermordet, dem Himmel sei 's geklagt!" bestätigte Mrs. Fogg mit bedauernden Kopfnicken. „Er, für den ich so lange gewaschen habe, wie ich das Waschen betreibe! Sie fanden ihn morgens todt in seinem Arbeitszimmer, auf seinem Stuhl sitzend, mit den Kopf und den Armen auf seinem Schreibtisch liegen in seinem Blut! 's war gerade just an dem nämlichen Morgen, wo wir unseren Tommy regulär verloren zu haben glaubten. Er war die ganze Nacht außerm Hause gewesen —"

„Von wem wurde der alte Herr ermordet? Wer war der Thäter?"

„Darüber gab es damals viel Verhör und Fragen und Zeugenaussagen — aber es ist nichts ausgekommen!"

„Hegte man gegen Jemand Verdacht?"

„Du siehst doch, Mann, das Fräulein ist fremd hier!" ermahnte jetzt Mr. Roger seinerseits. „So wird sie doch nicht aus dem Dinge klug! Erzähle ihr doch die Geschichte ordentlich!"

Mrs. erstattete sehr lebhaft und ausführlich einen eingehenden Bericht über die damaligen Geschehnisse auf Old Hall nebst einigen nicht dazu gehörigen Weitläufigkeiten, sekundirt von ihrem Gatten mit dessen dazwischengeschobenen Ergänzungen, wodurch Miß Jane Brown allmählig ein ziemlich klares Bild von dem gewann, was man über die Sache wußte, und zugleich von der bemerkenswerthen historischen Thatsache unterrichtet wurde, daß man an jenem denkwürdigen Tage Tommy, als man ihn nach langem Suchen endlich irgendwo aufstöberte in der Umgegend, zuerst durchgeprügelt und ihm dann a conto der halben Krone, in deren Besitz man ihn merkwürdigerweise fand, für einen Penny die Blechflöte gekauft, auf welcher er seitdem Musik lernte.

„Und hegte man gegen Niemand Verdacht wegen der Mordthat?" fragte Jane noch einmal.

„Je nun, man dachte auf einen Fremden, einen gewissen Rawlinson. Aber der Mann war ein Fremder, den Keiner von den Leuten von Old Hall kannte; man wußte nicht, wohin er gegangen war, nachdem er das Haus verlassen, und er ist nicht aufzufinden gewesen. Zudem sagten wieder Andere, er könne es gar nicht gewesen sein, denn er war vor Aller Augen fortgegangen. Und wie hätte er denn in das verschlossene Haus wieder hineinkommen sollen?"

„Und so blieb der Mord unaufgeklärt?"

„Ja!" Roger kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr und am Kinn. „Manche Leute meinen — aber die Leute reden ja viel!"

„Was reden sie?"

„Sie meinen, Mr. Everett, der Anwalt von dem seligen alten Herrn, hätte den Sohn, den jetzigen Squire Thrale, den jungen Herrn, in Verdacht!"

„Wie — den jungen Herrn —?" fuhr Jane betroffen zurück.

„Mr. Falconer Thrale, ganz recht! Aber ich glaube es nicht, wir alle glauben es nicht. Die Leute schwatzen ja viel, um Klatscherei zu machen. Sie sagen, Mr. Everett habe ihn darum verhindert, eine große Reise zu machen, um ihm hier desser auf die Finger sehen zu können. Aber ich höre nach so etwas gar nicht hin."

„Man sollte im Gegentheil darauf hinhören, um solchem bösen Gerede begegnen zu können!" bemerkte Jane entrüstet.

„Erzähle überhaupt nicht solches Zeug nach in unserem ehrlichen Hause!" fuhr Mrs. Fogg voll Unwillen auf. „In unserem Hause, wo man so lange für Old Hall gewaschen und die schöne Kundschaft gehabt hat! Und mit der Familie ist man seit Großvater her bekannt! Schon mein Großvater seliger, der Schuhmacher war, hat für Mr. Falconer's Großmutter gearbeitet und schönes Geld bei ihr verdient. So eine noble und reiche Familie!"

„Ja wohl, ja, Miß, eine reiche Squire-Familie!" bestätigte Roger belehrend. „Sie wissen das nicht so, Miß, Sie sind fremd hier!"

„Ganz recht, ja, — ich wußte von dem allen nichts. Ich will weitergehen, Mrs. Fogg. Bitte, hier — ein Bischen Kuchen für die Kleinen zu ihrem Thee!"

„Ach, tausend Dank! Nein, was Sie freundlich sind, meine liebe Miß Brown! Sie und Miß Annette, Sie Beide passen so recht zusammen!"

„Miß Annette!" sagte Jane mit einem melancholischen Lächeln. „Ich weiß nicht, wer Miß Annette ist. In der That, ich bin recht fremd hier, wo ich — wo ich jetzt zu Hause sein sollte!"

* * *

Einige Tage später machte Jane die Wahrnehmung, daß sich ihre Wirthin, Mrs. Brown, in größerer Geschäftigkeit als sonst und offenbar in lebhafter Aufregung befand, die sie zu verhehlen suchte. Sie war von einer etwas gesuchten, eifrigen Geschwätzigkeit, wenn der stumme Sam zugegen war, und zeigte eine verstohlene Unruhe oder Besorgniß, wenn sie sich nicht im Bereich seiner Augen wußte.

Ihrer stillen Abgeschlossenheit und Zurückhaltung getreu, machte Jane keinen Versuch, in das Geheimniß der guten Frau zu dringen, und schien von dem aufgeregten Wesen derselben nichts zu bemerken; aber von ihrem theilnehmenden Gemüth geleitet, half sie ihr freundlich und bereitwillig in der Wirthschaft und erwies ihr mannigfache kleine Aufmerksamkeiten, die in Mrs. Brown's gutem Herzen den lebhaftesten Widerhall fanden.

„Wie gut Sie sind!" rief die wackere Wirthin tief aufseufzend aus, als am Vormittage Jane in Gemeinschaft mit ihr geschäftig das Wohngemach ordnete und von Staub reinigte. „Und wie still und ruhig Sie das alles machen können in all dem Trubel! Mein Herz geht nur immer so: puck, puck, puck! und mir wird immer erst ein bischen freundlich vor Augen, wenn ich Sie ansehe!"

„Trubel? Welchen Trubel?" fragte Jane harmlos.

„Ach, ich meine nur wegen des Herrenhauses Old Hall!"

Jane blickte auf. „Trubel in Old Hall?" sagte sie. „Was giebt es dort?"

„Großreinmachen! Das Herrenhaus muß in Stand gesetzt werden. Der junge Herr kommt her."

Jane wendete sich hastig ab und beschäftigte sich eingehend mit dem Abstäuben eines Stuhles. „Kommt er bald?" fragte sie nach einigen Augenblicken mit halblauter Stimme, anscheinend sehr in ihre Arbeit vertieft.

„Ich weiß es nicht", entgegnete Mrs. Brown. „Ach, ich habe ja solche Angst wegen meines Sam! Wegen seiner Gesundheit! Es wird ihn aufregen, und er ist so seltsam, so wunderlich."

Jane schwieg. Sie begriff nicht, was Samuel Brown bei der Rückkehr seines Herrn aufregen könne, daß man sogar für seine Gesundheit fürchte; aber, die Wahrheit zu sagen, beschäftigte dieser Umstand ihre Gedanken so wenig, daß sie danach keine weitere Frage that. Am Nachmittag jedoch, als Mrs. Brown in der Küche mit dem Abspülen des Mittagsgeschirres beschäftigt war, das Jane, neben ihr stehend, mit einem Tuch trocknete, bemerkte ihr das junge Mädchen plötzlich, sie wünsche wohl, Old Hall noch einmal näher in Besichtigung zu nehmen, und beabsichtige, heute dorthin zu gehen.

„Hm — nun ja — warum nicht?" entgegnete Mrs. Brown ein bischen gedehnt.

„Sie scheinen Bedenken zu hegen? Meinen Sie, daß ich wegen des Trubels dort nicht hingehen soll?"

„Je nun — offen gestanden — es ist wegen der vielen Arbeit, die jetzt dort ist. Ich hätte sie dort lieber bei der Mrs. Clarke gesehen, als bei dem Mr. Simpson. Mr. Simpson, daß ich es Ihnen nur sage, ist nun einmal nicht mein Geschmack — und die arme Mrs. Clarke hat wirklich jetzt alle Hände voll zu thun. Sie weiß sich vor Arbeit nicht zu lassen. Sehen Sie, die nöthige Hilfe fehlt ihr, sie hat ja gar keine Leute. Und was sie aus dem Dorf bekommen kann, ist da nicht viel zu brauchen, das weiß mit den Dingen dort nicht umzugehen. Da sollte ich beinahe meinen — Sie thäten besser, den Besuch ein anderes Mal zu machen."

Jane trocknete die nächsten Geschirrstücke in tiefem Schweigen ab. Die Farbe in ihrem Gesicht ging und kam, ihre Hand zitterte ein wenig.

„In der That, ich hätte Mrs. Clarke gern gesehen", sagte sie plötzlich. „Meinen Sie wirklich, daß sie so beschäftigt ist?"

„Meiner Treu, sie kann es allein kaum schaffen."

Wieder schwieg Jane einige Augenblicke. Dann hub sie zögernd an: „Mrs. Brown, ich möchte Mrs. Clarke gern helfen."

„Wie —?" sagte Mrs. Brown erstaunt.

„Sie wissen, ich habe viel freie Zeit, und ich bin an's Arbeiten gewöhnt. Ich war nicht immer in so günstiger Vermögenslage gewesen wie jetzt, ich bin von meiner Tante in sehr einfachen Verhältnissen auferzogen worden. Ich könnte ganz gut Mrs. Clarke Beistand leisten, und — und es würde mich freuen, ihr damit einen Dienst zu erweisen."

SLUB
Wir führen Wissen.